

Leseprobe aus:

UND ES WIRD
TROTZDEM WIEDER
SOMMER WERDEN



ÜBER TRAUER
UND HOFFNUNG

rowohlt
POLARIS

SEBASTIAN BECKER

ISBN: 978-3-499-02039-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.



Sebastian Becker findet Worte für das, was sich kaum sagen lässt: Sorgen und Selbstzweifel, Sehnsucht und Verliebtsein. Unter dem Pseudonym Tschief erreicht er im Internet mehr als 100 000 Menschen, seine Follower kennen seine ikonische Handschrift und seine humorvollen, unverstellten Lebensbeobachtungen.

Doch dann stirbt sehr plötzlich Sebastians Vater, da ist er 28 Jahre alt. Dieser Verlust ist der große Knall seines Lebens. Danach: Stille. Knalltrauma. Für ihn, der seit seinem fünfzehnten Lebensjahr Texte schreibt, kommt mit der Trauer die Sprachlosigkeit. Wie über das sprechen, was sich kaum fühlen lässt, wie schreiben?

Es sind Erinnerungen an helle und an dunkle Tage, die ihm die Sprache zurückbringen – und als er zu erzählen beginnt, sind seine Worte klar und strahlend.

Sie sagen alle dasselbe: Hi Papa, du fehlst.

I. Auflage September 2026

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Kirchenallee 19, 20099 Hamburg, September 2026
Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Foto des Autors Elisabeth Langer

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Covergestaltung zero-media.net, München
Coverabbildung Sebastian Becker; Getty Images
Satz aus der Calluna

bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-499-02039-1

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@rowohlt.de



VORWEG

Das hier ist in Teilen mein Leben. Jedenfalls so, wie ich mich daran erinnere, und Erinnerungen sind bekanntlich unzuverlässig. Manche kleinen Details und manche großen Dinge habe ich verändert, um Menschen zu schützen, die mein Leben teilen, aber nicht darum gebeten haben, ihres auch mit allen anderen zu teilen. Manche Erlebnisse sind in einer anderen Reihenfolge passiert, als ich sie erzähle. Manches habe ich auch ganz erfunden, um anderes zu ersetzen. Was stimmt, ist das Gefühl. Der Rest ist so wahr, wie ich es hinbekommen habe.

141 PAPA

DU FFHLST,

UND
MITTENDRIN FÄNGT
WAS AN
EINFACH
AUFZUHÖREN



PROLOG

Die Trauer kam an einem Samstag. Ein kurzer Anruf – und dann war sie da, stand vor der Tür. Ein unerwünschter Gast, der sich an mir vorbeidrängte, zwei schwere Koffer mitten im Flur abstellte, so, dass man bei jedem Gang zur Haustür darüber stolpern musste. Sie verteilte ihre Klamotten über meine Möbel, ließ nasse Handtücher auf dem Boden liegen und die Pflanzen verkümmern, machte sich breit und den Kühlschrank leer. Sie schlief bis in den Nachmittag, stand nicht auf, wenn die Post klingelte, beantwortete keine meiner Fragen. Auch nicht die, wie lange sie bleiben würde. Sie war eine Unbekannte, eine entfernte Verwandte, die jetzt bei mir wohnte und der ich mich nicht gewachsen fühlte.

Ich war Ende zwanzig, natürlich hatte ich nicht mit ihr gerechnet. Ich hatte erwartet, dass sie zuerst andere besuchen würde. Meine Eltern oder ältere Freunde, Menschen, von denen ich lernen konnte, wie man mit ihr umgeht, deren Gesichtern ich dabei zusehen konnte, wie sie irgendwann von grauer Blässe zu einem milden Rosa zurückkehrten. Ich dachte, ich hätte noch Zeit, bis ich ihr selbst so richtig begegnen würde. Bisher war ich nur Statist in den Verlusten anderer Leute, die Trauer begleitete mich für ein paar Stunden, und dann verab-

schiedeten wir uns wieder, nickten uns vielleicht auf der Straße noch mal zu, wenn wir uns über den Weg liefen. Ich wusste, irgendwann würden wir uns persönlich kennenlernen, per Du. Vielleicht in dreißig Jahren, vielleicht in vierzig, wenn ich mit mehr weißen als braunen Haaren auf einem Friedhof stehen würde und schon ein bisschen geübt darin wäre, alt zu sein.

Als wir uns tatsächlich kennenlernten, war ich in gar nichts geübt. Ich hatte noch alle Haare, und sie waren braun. Beim Blick in den Spiegel redete ich mir ein, dass mein Bart in einem Jahr endlich voll sein würde. Ich war nicht geübt im Steuernerklären oder Fensterputzen, wusste nicht, wie sich Trennungen von geliebten Menschen anfühlen und wie schmerzhaft die anschließende Sprachlosigkeit ist.

Aber die Trauer kümmerte das nicht. Sie nahm mir die Worte, machte alles um mich herum still. Ich lauschte in die Leere hinein, konnte sie mit nichts füllen, hatte ihr nichts entgegensetzen. Sah mich um in einem Leben, das ich nicht wiedererkannte.

Irgendwann stand ich auf von dem Sofa, auf dem die Trauer und ich schweigend nebeneinandersaßen, räumte die schweren Koffer zur Seite, faltete die Wäsche, goss die Pflanzen – und fing an, zu schreiben und von der zu erzählen, die nun bei mir wohnte.

DA BLEIBT JETZT
EIN SCHLAFSOFA
IM KOPF UND EIN
GÄSTEZIMMER IM
HERZEN.



Seitdem ich bei Lesungen vom Trauern, von Verlust, von Angst spreche, sprechen andere Menschen mit mir über ihre Angst, ihre Verluste, ihre Trauer. Das sind Freunde, das sind Fremde, das sind Junge oder Alte. Sie sprechen mit mir über Dinge, für die sie lange keine Worte hatten – oder keine haben wollten.

Sie erzählen mir von Müttern, die sie nie wieder anrufen können. Von Garagen mit Kartons, die nie für sie bestimmt waren, aber trotzdem sortiert werden müssen. Von dem Moment, in dem das Telefon klingelte und sie wussten, was dieser Anruf bedeuten würde, schon bevor sie rangingen. Vom Ziehen in der Brust, das alles zusammenschnürt und einen gleichzeitig zerreißt. Von Fotos, die sie sich nicht mehr trauen anzusehen. Von Fotos, die sie nicht mehr aufhören können anzusehen. Von Fotos, die sich tagsüber nicht mehr ansehen lassen und nachts trotzdem ihren Weg als gestochen scharfe Bilder unter ihre Lider finden. Hände mit Haut wie aus Papier. Gesichter, die aussehen wie schlafend, vertraut und fremd zugleich.

Fast alle sagen irgendwann dasselbe: *Ich weiß gar nicht, wie ich das in Worte fassen soll, das ist so groß, das kann man gar nicht beschreiben. Ich weiß nicht, wie man davon erzählen kann.*

Ich kenne dieses Gefühl. Diese Sprachlosigkeit, die einen überkommt, wenn man jemandem begreifbar machen will, was in einem vorgeht. Wie allumfassend einen das einnimmt. Wie es einen überrollt, wie es alles übertönt.

Ich kenne dieses Gefühl, von der Trauer – und von der Liebe. Alle beide sind größer als die Worte, die es für sie gibt. Und alle beide haben mich zu diesem Buch gebracht.

Wie man von ihnen erzählt? Das weiß ich nicht. Aber ich habe aufgehört, darauf zu warten, es zu wissen.

Meine Sprache wird dem, was sie beschreiben soll, nie ganz gerecht werden. Erinnerungen werden den Momenten nicht gerecht, aus denen sie wachsen. Und Momente werden den Gefühlen nicht gerecht, die sie in einem hinterlassen. Alles ist eine lange Kette aus Ungenauigkeiten – und irgendwo an ihrem Ende sitze ich und versuche, etwas zu fassen, das mir immer wieder entgleitet.

Aber auch mein Schweigen wird den Momenten nicht gerecht. Schweigen lässt die Konturen verschwimmen. Die Gesichter, in die ich sehen will. Die Stimmen, deren Klang ich schon nicht mehr ganz hinkriege. Die Sätze, die noch ausstehen.

Schweigen füllt die Stille mit noch mehr Stille. Und am Ende sitzt man in einem Zimmer, in dem nichts mehr klingt, nicht mal das, was eigentlich noch laut nachhallen müsste. Schweigen hinterlässt Leerstellen dort, wo eigentlich so viel steht. Und irgendwann weiß man nicht mehr, was da gewesen ist. Nur noch, dass etwas fehlt.

Dieses Buch möchte der Stille etwas entgegensetzen. Es ist kein Ratgeber, keine Anleitung zum Trauern, keine Wegbeschreibung aus der Trauer. Dieses Buch ist mein Versuch.

Hier ist, was passiert ist. Hier ist, wie es sich angefühlt hat. Hier bin ich, und ich erzähle davon, so gut ich kann.

PASS AUF,

ICH ZERBRICH GLEICH



2

Vor zwei Jahren habe ich nachts einmal in meiner Notizen-App notiert: *Ich bin 31 Jahre alt, und es fällt mir schwer, etwas zu sagen.*

Einen Satz aber habe ich gelernt, so zu sagen, dass er mir nicht mehr schwerfällt: *Mein Vater ist tot, er hat sich beim Wandern den Schädel gebrochen.*

Ich habe gelernt, ihn auszusprechen, aber nicht so zu meinen. Ich kann diesen Satz sogar super sagen, denn er hat für mich nichts mehr mit seiner Bedeutung zu tun. Nichts mit meinem toten Papa, nichts mit den Stunden auf der Intensivstation bei einem Mann, der aussieht wie mein Vater, nichts mit dem Gespräch mit dem Bestatter, der sechs Stunden nach seinem Tod fragt, ob wir uns schon Gedanken zu seinem Sargschmuck gemacht hätten, nichts mit der Trauerfeier, bei der mein Papa in der Erde verbuddelt wird, und nichts mit der Endgültigkeit seines Totseins. Ich bin 33 Jahre alt, und es fällt mir schwer, etwas zu sagen. Aber jetzt ist mein Vater tot.

Anfang Oktober 2021 ist mein Vater noch nicht tot. An einem Freitag helfe ich vormittags bei einem Umzug mit, versuche nachmittags meine Bachelorarbeit weiterzuschreiben und schaue abends irgendeinen Action-

film auf dem Sofa. Daran erinnere ich mich nur, weil ich auf meinem Handy ein Foto gefunden habe. Ein Bild von meinem Fernseher, auf dem eine Explosion zu sehen ist, die das Zimmer in tiefe Rottöne färbt.

In Filmen folgt auf eine Explosion meist ein hoher, durchdringender Ton, der alle anderen Geräusche ausblendet. Mit diesem Effekt ahmen Sounddesigner das Knalltrauma nach. Während der Explosion belastet der plötzliche Druckunterschied das Trommelfell. Die Wucht des Knalls kann einen für einen Moment wie betäubt zurücklassen, während das hohe Piepen wie ein endloses Echo im Ohr weiterklingt.

Ich habe in meinem Leben schon viele Filme gesehen, in denen dieser Effekt genutzt wurde. Danach war jeder Film irgendwann vorbei, der Abspann lief, alles ging normal weiter.

Aber diese Explosion im Fernsehen knallt in den letzten Abend meines Lebens, an dem mein Vater lebt.

Am nächsten Tag fahre ich nach Dortmund zu meiner Mutter. Abends sitzen wir gemeinsam mit einigen Freundinnen und Freunden bei ihr, im Fernsehen läuft wieder irgendwas, das wir aber nur halb verfolgen. Spät am Abend klingelt mein Handy. Ich weiß nicht mehr, wer mich angerufen hat.

Der Inhalt des Telefonats ist knapp: Mein Vater ist beim Wandern gestürzt und unterwegs ins Krankenhaus. Über eine Wurzel gestolpert, mit dem Kopf angeschlagen, erst weitergelaufen, dann zusammengebrochen. Der Freund, mit dem er die Wanderschuhe für

eine größere Tour im Winter einlaufen wollte, hat den Rettungswagen gerufen.

In meinem Kopf gibt es einen Knall, und ein leises Piepen setzt ein.

Meine Mutter und ich haben Wein getrunken, aber die Tochter einer Freundin bietet an, uns zu fahren. Wir brechen eilig auf. Jacken an, kurze Verabschiedung, besorgte Blicke, gemurmelte *Es wird bestimmt nicht so schlimm sein*, rausgehen, einsteigen, anschnallen. Das Piepen und ich sitzen hinten im Auto.

Weil wir wegen der Coronaregelungen nicht zum Krankenhaus dürfen, werde ich zum Haus meines Vaters gebracht. Als ich dort ankomme, verabschiede ich mich von meiner Mutter, die wieder zurückfährt, und hole dann den Schlüssel aus dem Versteck unter dem Stein. Ich gehe in das leere Haus, schalte das Licht im Flur an, trete in die Küche. Dort nehme ich mir ein Glas, lasse es mit kaltem Leitungswasser volllaufen und trinke es, weil man das so macht. Ich bleibe in der Küche stehen und halte mich am Glas und dem Gedanken fest, dass es bestimmt nicht so schlimm sein wird.

Kurz vor elf kommt der Anruf, dessen Knall ohrenbetäubend ist: Ich darf jetzt doch ins Krankenhaus kommen, mein Vater liegt im Sterben. Ich schreibe meiner Freundin *papa stirbt*, sie schreibt *sag sowas nicht*, ich antworte *halts maul*.

Ich rufe ein Taxi. Der Fahrer tut mir leid, als er fragt, ob alles okay ist, und ich ehrlich antworte, dass mein Vater einen Unfall hatte und gerade stirbt. Er weiß nicht, was er sagen soll. Bis zum Krankenhaus sind es

17 Kilometer. Wir brauchen keine dreißig Minuten. Der Taxifahrer zeigt mir sein Mitgefühl, indem er drei rote Ampeln überfährt.

Ich sitze wieder hinten und stelle mir vor, wie mein Vater wohl tot aussieht.